

col. 429.176 II dy K
UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

**STUDIA
GERMANICA POSNANIENSIA
X**



POZNAŃ 1982

UNIwersytet IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

**STUDIA
GERMANICA POSNANIENSIA**

X

Beiträge zur Literatur der Bundesrepublik Deutschland



POZNAŃ 1982

Redaktor naukowy
STEFAN H. KASZYŃSKI



429.176 II / 10.
1982

Redaktor: Anna Gierlińska
Redaktor techniczny: Michał Łyssowski

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIwersYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA
W POZNANIU

Nakład 400+92 egz. Ark. wyd. 12,75. Ark. druk. 10,375. Papier druk. sat. kl. IV. 80 g.
70×100. Oddano do składania w marcu 1981 r. Podpisano do druku w lutym 1982 r.
Druk ukończono w lutym 1982 r. Zam. nr 379/102. P-2/522. Cena zł 90,—

DRUKARNIA UNIwersYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

85 WDG

INHALT

Czesław Karolak: Der zukunftspolitische westdeutsche Roman. Ansätze zur Konstituierung und Validierung des Begriffs „autoritäre Geschichtsauffassung“	3
Włodzimierz Białik: Literatur und Massenbetrug. „Hochliterarische“ und „triviale“ Botschaften an den Leser bei Martin Walser und Johannes Mario Simmel	29
Siegfried Sudhof: Siegfried Lenz <i>Heimatmuseum</i>	41
Peter Pokay: Utopische Heimat. Uwe Johnsons <i>Jahrestage</i>	51
Jochen Vogt: „Nirgendwo zuhause als in unserer Parteilichkeit“. Zur Annäherung an <i>Die Ästhetik des Widerstands</i> von Peter Weiss	77
Henryka Szumowska: Das kulinarische Rezept von Günter Grass	93
Aleksandra Łukomska-Woroch: Reinhold Schneiders Nachkriegsschaffen	111
Maria Machońko: Thematische Perspektiven in den Werken der künstlerischen Prosa von Gottfried Benn	117
Stefan H. Kaszyński: Zur Neufassung des Heimkehrermotivs in Wolfgang Borcherts <i>Draußen vor der Tür</i>	133
Edyta Polczyńska: Einige Aspekte zur kritischen Aneignung der Literatur der Bundesrepublik Deutschland in Polen	149



SIEGFRIED SUDHOF

SIEGFRIED LENZ *HEIMATMUSEUM*

Das Werk eines Schriftstellers, wie das von Siegfried Lenz, ist nicht abgeschlossen. Wesentliche Werke sind hoffentlich noch zu erwarten, über die nicht einmal eine Vermutung angestellt werden kann. Eines dürfte allerdings feststehen: Bei einem Autor wie Siegfried Lenz wird die Zeit mit ihrer politischen und sozialen Entwicklung eine bedeutende Rolle spielen. Dies wird Thema und Form seiner Arbeiten wesentlich bestimmen, wie es auch in der Vergangenheit der Fall war.

In dieser Stunde soll in erster Linie der Roman *Heimatmuseum* behandelt werden. In der literarischen Szene der Bundesrepublik Deutschland hat der Roman — wie Ihnen vielleicht bekannt ist — eine große Diskussion ausgelöst. Dies lag an mehreren Faktoren. Ein Roman von Siegfried Lenz wird immer (ähnlich wie ein Buch von Grass, Böll, Christa Wolf oder Max Frisch) auf eine weite Bedeutung stoßen. Nach dem *Vorbild* (1973), das man im allgemeinen reserviert aufgenommen hatte, war man auf das neue Werk Siegfried Lenz' um so gespannter. — In den letzten Jahren gab es im Herbst zur Buchmesse im allgemeinen zwei, drei oder gar vier neue Werke der oberen Literaturszene, die sich den Rang streitig zu machen suchten. Man denke etwa an den *Butt* oder das Hölderlin-Buch von Peter Härtling oder das *Kindheitsmuster* von Christa Wolf — ohne hier auf die Diskrepanzen in der Werbung näher einzugehen. In diesem Herbst hatte das *Heimatmuseum* keine Konkurrenz. Es gab zur Frankfurter Buchmesse zwar eine Reihe von Novitäten; doch weder Ilse Aichinger noch Manfred Bieler konnten Siegfried Lenz den ersten Platz ernsthaft streitig machen. — Schließlich haben die bundesdeutschen Medien das Werk von Siegfried Lenz nachhaltig gefördert. — Die Fernsehanstalten brachten mehrfach Interviews oder andere ausführliche Berichte über den Autor und sein Werk. Die einflußreiche FAZ druckte den vollständigen Roman in monatenlangen Fortsetzungen ab. Sämtliche Zeitungen, die ein gewisses Niveau für sich beanspruchen, ließen — von mehr oder weniger profilierten Rezensenten verfaßt — ausführliche Beurteilungen

erscheinen. Die so ganz negative Kritik z. B., die Peter Wapnewski für den „Spiegel“ schrieb, konnte den Erfolg des Buches keinesweg schmälern. Ungewollt hat sie vielleicht sogar zu seinem höheren Ruhm beigetragen. Einer der letzten Beurteiler war Rolf Schneider, der es sich dann auch nicht nehmen ließ, die ihm bekannt gewordenen Besprechungen abschließend und wertend zu resümieren: „Bei Lektüre von unlängst erschienener Publizistik über Siegfried Lenz stellte sich [...] der Eindruck her, hier rede man über eine Art Simmel für die sehr gebildeten Stände.“ — Man weiß nicht ganz genau, wie solches aufzufassen ist: ob hier in erster Linie der Neid des nicht so erfolgreichen Schriftstellers spricht oder eine Art von Besserwisserei, vielleicht sogar eine kleine indirekte Revanche für selbst erlittene negative Besprechungen — dies ist diesem Zusammenhang relativ unwichtig. Jedenfalls fährt Rolf Schneider fort: „Siegfried Lenz betreibt nichts weniger als Literatur“. Diese Feststellung steigert er in folgendem nicht unerheblich: „Daran muß wohl erinnert werden. Die Geschichte deutschsprachiger Belletristik nach dem letzten Kriege wurde von Siegfried Lenz mitverfaßt.“ Die Besprechung selbst ist dann eher positiv als negativ. Es scheint so, als ob Rolf Schneider Angst vor der eigenen Courage bekommen habe. So schließt die Besprechung dann auch mit einem Satz, dessen Inhalt sich jeder Wertung entzieht: „Zwischen Internationalismus und Patriotismus, bürgerlich: zwischen Weltläufigkeit und Regionalismus, wird nach einer Antwort verlangt, mit der sich leben läßt, nicht bloß überleben“. Der Rezensent sagt nicht, in welchem Umfang Siegfried Lenz diese Antwort bereits gegeben hat; der Leser weiß nicht einmal, wer nach der bezeichneten Antwort verlangt. Horst Bienek urteilt in der „Zeit“ schon beherzter. Er versuchte sich mit einem Stilistikum an Siegfried Lenz, in dem er dem Autor des *Heimatmuseums* einige angebliche sprachliche Ungereimtheiten vorhält. Nach diesem schulmeisterlichen Tadel versucht Bienek dann durch eine Wendung ins Positive — so paradox das klingen mag — die negative Kritik zu erhärten: „Aber es sollte doch auch gerühmt werden, daß Lenz uns nicht mit dem Mode-Klischee der ‚Schwierigkeiten beim Schreiben eines Romans im Roman‘ kommt. — Kein neuer Lenz, das wohl nicht. Aber die Künstlichkeiten, das Abstrakte, das Papierne des ‚Vorbilds‘ sind weg. Ein triftiger Lenz. Ein moralischer Lenz. Ein fabulierender Lenz. Ein mythenerzählender Lenz.“

Nach solch gearteter Einstimmung, die noch erheblich ausgeweitet werden könnte — ohne daß jedoch ein Ergebnis greifbarer würde —, tut man gut daran, sich dem Lenzschen Werke selbst zu widmen, um seine eigenen Erfahrungen zu machen.

Siegfried Lenz hat selbst hin und wieder Hinweise gegeben, wie er sein Werk literarisch, historisch verstanden wissen wollte. Diese Äußerungen nannte er selbst „Gelegenheitsarbeiten“, „entstanden ‚bei Gelegenheit‘ einer Erfahrung, einer Lektüre, eines Gesprächs oder nach einer Aufforderung,

Stellung zu nehmen“. — Seine eigene Einschätzung (wenn ich mir das Urteil gestatten darf) ist jedoch zu bescheiden. Vielleicht wollte er Mitleid, Gerechtigkeit und einen nötigen Protest.

Diese Ausführungen könnten auch noch die Haltung des Verfassers des *Heimatismuseums* kennzeichnen. — Als bekannt wurde, daß dieser Roman zu erwarten war, haben sich die Leser von Siegfried Lenz (bzw. die zukünftigen Leser dieses Romans) gewiß gewundert über den Titel. Von Siegfried Lenz war man Buchtitel gewohnt, die „saßen“. Sie waren wie die Überschriften eines Gedichts, sie gehörten ganz zum Werk, sie waren eine Kennzeichnung dessen, das zu erwarten war und zugleich ein Ergebnis. Dies trifft schon für den ersten Roman zu *Es waren Habichte in der Luft*. Titel wie *Deutschstunde*, *Lehmans Erzählungen* oder *So schön war mein Markt, Zeit der Schuldlosen* kennzeichnen bereits ganz den Autor Siegfried Lenz — so wie dann selbstverständlich das Gesamtwerk im einzelnen. Der Begriff „Heimat“ ist in der Nazizeit und später durch politisch-sprachlichen Mißbrauch, durch Kitschfilme und Schnulzen so ramponiert worden, daß er nahezu unbrauchbar wurde für eine literarische, sich bestimmter Tendenzen enthaltende Sprache. In dem einmal berühmten Essay *Der Bildungswert der Heimatkunde* aus dem Jahre 1923 führte Eduard Spranger aus: „Heimat gehört zu dem Subjektivsten des Menschenlebens. Der Gehalt dieser Gefühlswerte scheint sich jeder Mitteilung zu entziehen. Aber es sind doch nicht nur Gefühlswerte. Das Stück Welt, das wir Heimat nennen, hat auch seine ganz bestimmte, im Wissen erfaßbare sachliche Beschaffenheit. Auf der tieferen Kenntnis dieses ihres Wesens baut sich erst die echte und bewußte Heimatliebe auf“.

Fast könnte man dieser Definition auch heute noch zustimmen. Doch nicht ganz. Die „Gefühlswerte“ sind bei Spranger zu stark betont. Wir neigen heute auch dazu, das „Wissen“ einem abstrakten beweisbaren Erkenntnisbereich zuzuordnen und weniger einer dem Leser aber auch nicht vorgreifen. In der Hamburger Rede *Elfenbeinturm und Barrikade* aus dem Jahre 1976, auf die ich im folgenden noch mehrfach zurückkommen möchte, führte er aus, daß „Literatur von einer unwillkürlichen didaktischen Energie getragen wird“. Der Leser soll also selbst zu seiner Einsicht kommen, er soll selbst urteilen. Er soll lernen, das Buch als ein Gegenüber zu sehen, das zu ihm persönlich spricht, dem er antworten muß.

Unwillkürlich stehen wir bereits mitten in unserem Thema. Doch noch eine zweite Vorbemerkung ist vielleicht gestattet, um die überraschende Kontinuität des Lenzschen Werkes aufzuzeigen: Im Jahre 1962 hat Siegfried Lenz, für die Nr. 8662 von Reclam Universal-Bibliothek mit *Erzählungen* unter dem Titel *Stimmungen der See* ein autobiographisches Nachwort geschrieben. Diesen Text hat er später unter dem Titel *Ich zum Beispiel. Kennzeichen eines Jahrgangs* erweitert und ergänzt. Das Nachwort enthält einerseits biographische Fakten; z. B.: „Ich wurde am 17. März 1926 in Lyck

geboren, einer Kleinstadt zwischen zwei Seen, von der die Lycker behaupten, sie sei die ‚Perle Masurens‘. Er berichtet dann allgemein von der Garnisonstadt Lyck, speziell von seiner Schulzeit, von seiner Erfahrung des Krieges und dann der Nachkriegszeit in Hamburg. Nach der Erwähnung der frühen Werke, zu denen später vornehmlich die großen Romane *Deutschstunde* und *Das Vorbild* hinzukommen, spricht er von seiner Position als Schriftsteller: „Für mich ist das Schreiben [...] eine Art der Selbstbefragung, und in diesem Sinne versuche ich, auf gewisse Herausforderungen mit meinen Möglichkeiten zu antworten. Mitunter ändern sich meine Ansichten über das Schreiben, meine Erwartungen gegenüber dem Schriftsteller jedoch bleiben sich gleich. Ich erwarte von ihm eine gewisse intuitive ‚tiefere Kenntnis‘“. Wie die Stadt Lucknow — im Roman *Heimatmuseum* — durch die Schrecknisse des Krieges und die Veränderungen der Nachkriegszeit anders geworden ist, nicht wiederherstellbar wie sie vor 1933 war, so geht es ähnlich auch mit den beschädigten Wörtern unserer Sprache. Das Wort „Heimat“ wurde — wie zahlreiche Wörter aus der bürgerlichen und bäuerlichen Lebens- und Erlebniswelt — während der Nazizeit und auch später noch von politischen und pseudopolitischen Kräften außerordentlich strapaziert — dies insbesondere in bestimmten Zusammensetzungen und Wortverbindungen. Hier braucht nur etwa an Wörter wie „Heimatstolz“, „Heimatrede“, „Heimatsfremd“, „Heimatschulz“, „Heimatfront“ oder „Heimaterbe“ erinnert zu werden. Hierdurch rückte das Wort in die Nähe der Wortfelder von „Rasse“, „artrein“ und „artfremd“; mit der Verbindung zur Vorzeit, die völlig unwissenschaftlich mit dem Germanischen identifiziert wurde, stellten sich sprachliche Kontakte zu „Führer“ und „Gefolgschaft“ ein. Siegfried Lenz deutet dies selbst mehrfach in seinem Roman an; z. B. „Mit der Heimat im Herzen die Welt erobern: wann werdet ihr merken, daß Heimat nichts ist als die Freistätte ungebrochener Überheblichkeit und beschränkter Selbstfeier: ein Alibi“. — Vor einigen Jahren haben meine Studenten und ich mit Siegfried Lenz über dieses Thema in Frankfurt gesprochen. Er betonte damals seine Nähe zu dem Lyriker Wilhelm Lehmann, berichtete über einen Besuch bei ihm kurz vor seinem Tod und von der Widmung eines Gedichtes. Im besonderen sprach er zu meinen Studenten von seiner positiven Stellung zur Heimat und den mit diesem Wort verbundenen Bereichen. Das Ergebnis der Bemühungen von Siegfried Lenz um die Neuprägung und die Neufüllung des Wortes „Heimat“ ist nun der Roman *Heimatmuseum*: „Heimat“ — so sagt Siegfried Lenz — „ist für mich nicht allein der Ort, an dem die Toten liegen; es ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja, selbst im Schweigen aufgehoben, und es ist der Flecken, an dem man wiedererkannt wird; und das möchte doch wohl jeder eines Tages: wiedererkannt, und das heißt: aufgenommen werden“. — In der

genannten Rede *Elfenbeinturm und Barrikade*, die dem Roman vorhergeht, hat Siegfried Lenz die Interpretationsmöglichkeiten in einem abstrakten Bild fast vorweggenommen: „vom gleichen Standort aus kann ich die Sonnenuntergänge hinter dem Memelfluß beschreiben oder den kleinkarierten, nationalen Hochmut der Grenzlandbevölkerung“.

In diesem Zusammenhang hat man gern das Wort von Siegfried Lenz zitiert, nach dem „ein Land erst dann verloren“ sei, „wenn man sich nicht mehr daran erinnert“. Dies steht in gewissem Widerspruch zu den gerade zitierten Sätzen. Das bedeutet, daß es nicht möglich ist, bestimmte Zitate beliebig herauszunehmen, um Bestimmtes zu beweisen. Dagegen sprechen inhaltliche oder gar politische Gründe, in gleicher Weise gilt dies aber auch für stilistische Momente. Hierher rühren z. B. auch die von Horst Bienek angemerkten stilistischen Verstöße.

In seinem Roman *Heimatmuseum* habe ich (wie ähnlich früher schon in der *Deutschstunde*) auch meine eigene Geschichte widergespiegelt gesehen. Merkwürdigerweise trifft das zu, obschon ich — im Gegensatz zu Siegfried Lenz — im äußersten Westen geboren bin. Dies dürfte eine größere Zahl seiner Leser ähnlich empfinden, vielleicht sogar relativ unabhängig vom wirklichen Lebensalter. Die direkten Nachbarn bei uns im Westen waren die Holländer; der polnische Kontext wurde bei uns intensiv durch die Bevölkerungssituation des Ruhrgebietes gegeben. Sämtliche von Siegfried Lenz im *Heimatmuseum* gebrauchten ostpreußischen Wörter oder ihre spezielle Aussprache sind mir z. B. von Kindheit an vertraut. Der Leser — wenn meine Erfahrung verallgemeinert werden darf — wird Siegfried Lenz also als Gesprächspartner sehen. Wenn sein eigener Text wieder einmal zugrunde gelegt wird, muß auch die Frage der nationalen Nachbarschaft zweimal hervorgebracht werden: „durch den Schriftsteller und den Leser“. Nicht für jede Landschaft kann aber so ein wunderbares Beispiel angeführt werden, wie Siegfried Lenz es für Ostpreußen tut: die Abstimmung im Juli 1920 über die Staatsangehörigkeit des Grenzgebietes. Da das Ergebnis der Abstimmung dort wohl ohne Probleme für die deutsche Mehrheit war (anders als in Nordschleswig oder in Oberschlesien), konnte er das Ereignis auch so humoristisch schildern — mit der herrlichen Gestalt der Teppichweberin Sonja Turk. Ihr war die Staatsangehörigkeit anscheinend völlig gleichgültig: „Mechten mit meiner Stimme de Polen jewinnen, so begann sie, denn geht's in Lucknow jalant zu aber schlunzig. Bleiben wir oberwärts, also beim Reich, denn bleibt's bei Sparsamkeit und braunen Soßen. E bißche vom polnischen Leichtsinn“, sagte sie, „das kennt uns nich schaden — wenn nur das Reich für Kunst und Kartoffeln sorgt“. Hier bedeutet die Grenze noch nicht die feste Linie, durch die die modernen Nationalstaaten getrennt oder gar abgeschnürt sind. Die Grenze ist noch ein Raum, in dem sich die

Nachbarn austauschen: gewisse Vorteile bietet sowohl die Zugehörigkeit zu der einen als auch der anderen Seiten; auswechselbar ist hier jedoch nichts. Die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Staat ist zufällig — fast gegeben wie die Religion. Es bleibt jedoch fraglich, ob dem modernen Menschen hier wirklich ein Recht zusteht, sich frei zu entscheiden. Heimat und Staatsräson scheinen zweierlei zu sein. — Andererseits ist von Feindschaft natürlich ebensowenig die Rede. Conny (oder Konrad) Karrasch, der Jugendfreund des Romanhelden Zygmund Rogalla (der seinen Vornamen polnisch schreibt), der im ersten Teil des Romans seine Leitfunktion innehat, fast eine Instanz wie ein besseres Ich, eine Art Gewissen, postuliert, daß im Lande Masuren die „scheickige Geschichte“ dieses Landes „jedem das Recht gibt, hier zu leben“. Ob Deutscher oder Pole, „keiner“ hat „mehr Anspruch [...] als der andere auf diese Wälder und Seen. Wo einer seine Heimat haben will, das soll er selbst bestimmen können, ohne daß andere das Recht haben, ihm diesen Wunsch abzusprechen“. In diesem Zusammenhang kommt aber das Wort „Haß“ vor. Das bedeutet, daß eine solche Ansicht nicht ganz frei von Widerspruch ist. Die natürliche Sprache, die etwa die Frau des verstorbenen Spielzeugmachers Wilhelm Ratty spricht, deutet das Unbestimmte schon gerechter, wenn auch nicht ganz präzise oder gar abstrakt: „eine Vergangenheit jibt's, in der bleibt jeder drin stecken“. — Viel später, in einem der erklärenden Zwischentexte, wird deutlicher geurteilt: „Vergangenheit: sie gehört uns allen, man kann sie nicht aufteilen, zurechtschleifen; das verwächst doch miteinander, verschränkt sich, das bestätigt sich gegenseitig in Habgier, Macht und Niederlagen — manchmal, aber sehr selten, in Vernunft; und wer versucht, die Dinge und Beweise zu trennen, die uns hinterlassen wurden, wer sich einen reinen Ursprung zulegen will, der weiß, daß er Gewalt braucht.“ Eine Erklärung dieses Textes hat Siegfried Lenz in seiner Hamburger Rede bereits vorweggenommen: „Obwohl Literatur gesetzgeberisch auftritt, bleibt sie selbst mehrdeutig. Sie behält die unaufhebbare Ambivalenz des Lebens, sie gibt eine Unberechenbarkeit wieder. Ihre Mehrdeutigkeit charakterisiert ihre Wirkung: sie verzichtet auf jeden Zwang, sie vertraut auf die unterwandernde Kraft der vermittelnden Erkenntnisse. Ihre Glaubwürdigkeit liegt darin, daß sie keinen Versuch macht, uns auf falsche Alternativen zu verpflichten: ‚Mein Haus hat zwei Ausgänge‘, sagt Grass, ‚ich wähle den dritten‘.“

Hier ist der Ort, ein Wort über den Aufbau des Romans und über die Sprache zu sagen. Es besteht keine Frage: in der Struktur des Romans zeigt sich der große Schriftsteller, der die Welt seiner Einbildungskraft beherrscht, der die Figuren seiner poetischen Welt einsetzt, sie leben und denken läßt, handeln und sterben. Beschrieben wird das Heimatmuseum, das zunächst der Onkel Adam Rogalla, „der freiberufliche Heimatforscher“ in Lucknow aufgebaut hatte, das sein Neffe Zygmund dann weiter führte. Bei der großen

Flucht 1944/45 konnte er nur wenig retten. Dieses Wenige war dann der Grundstock für den Neubau des Museums im Westen, in Egenlund an der Schlei in der Nähe von Schleswig. Beide Orte gibt es ebensowenig wie das Museum je existiert hat. Dieses Museum war ein Kunstwerk in höchst eigenwilliger Gestaltung. In pseudogöttlichem Auftrag wurde es gegründet, um dann zweimal — einmal durch den Krieg und dann durch eigene Brandstiftung — zugrunde zu gehen. Erzähler und Hauptgestalt sind identisch. Die Illusion eines Berichtes wird dadurch geschaffen, daß Zygmund Rogalla, der bei seiner Brandstiftung verletzt worden ist, während seines Krankenhausaufenthaltes dem Besucher Martin Witt die Vorgänge berichtet. Witt hat nur eine stumme Rolle; hin und wieder scheint der Erzähler auf eine Reaktion des Zuhörers hin eine besondere Erklärung zu machen oder eine bestimmte Sache eingehender zu erläutern. Der Roman ist in die 15 Krankenbesuche Martin Witts gegliedert. Es ist eine außerordentliche Leistung des kranken Zygmund Rogalla, als alternder Mann seine Lebensgeschichte und die seines Landes in solcher Präzision zu erzählen. In seiner Schilderung spiegelt sich die deutsche Geschichte dieser Zeit. Die alte Erfahrung der deutschen Historiker wird hier an einem wohl unnachahmlichen Beispiel belegt, daß die Geschichte des Reiches die seiner Territorien ist. Gleiches könnte auch vom deutschen Westen gesagt werden. Aus der Fülle des Romans möchte ich zwei Einzelheiten hervorheben: Im 8. Kapitel wird der Bau einer Durchgangsstraße durch eine bis dahin fast unberührte Landschaft geschildert. Gegen den Bau dieser Straße hatte sich der Heimatverein von Lucknow gewandt, ein Vorläufer späterer Bürgerinitiativen. Wie zumeist auch diese: ohne Erfolg. Zygmund und sein Freund Conny besichtigen die Baustelle; diese Besichtigung wird eingehend beschrieben. Anschließend wird der Bericht charakterisiert, den Conny über diese Besichtigung für die Lokalzeitung geschrieben hat. Obsehon es kaum möglich zu sein scheint, daß über den gleichen Vorgang so unterschiedlich geurteilt wird, hält Zygmund an der Freundschaft zu Conny unerschütterlich fest. Conny, der sich in jüngeren Jahren der Sache der Polen angenommen hatte, beurteilt die Mitglieder des Heimatvereins „als selbstgenügsame Schwärmer, als unzeitgemäße Sachwalter der Natur, die aus lauter Liebe zur Begrenztheit die übergeordnete Aufgabe übersähen.“ Es ist die Frage, ob das Argument eines „winterfesten Verbindungsweges zwischen Völkern“ ganz ernst genommen werden darf. Es zeigt sich hier bereits der Opportunist Conny, der sich später — in der Schilderung der Nachkriegszeit — in vollem Lichte zeigen wird. Dieser Abschnitt des Romans, in meiner Ausgabe S. 343 - 348, kann als Muster gelten für einen Mißbrauch der Sprache, für die Möglichkeit der Ideologisierung, einer Manipulation des Lesers. Es dürfte nur wenige Texte in der deutschen Literatur geben, die sich in solcher Weise als Demonstrationsobjekt eignen.

Der Roman wird getragen von einem doppelten Spannungsverhältnis: einmal zwischen dem Erzähler und dem Zuhörer, zum anderen zwischen den Hauptgestalten der Erzählung. Es kann als sicher gelten, daß der Zuhörer Martin Witt eher einem Gestaltentyp wie Zygmund ähnlich ist, als einem Conny Karraschs. — Da der Zuhörer (wie bereits angedeutet) fast völlig passiv ist, vielleicht hin und wieder den Erzähler animiert, erreicht Siegfried Lenz, daß sich der Leser mehr und mehr mit der Person Martin Witts identifiziert, zu einem Gesprächspartner Zygmund Rogallas, vielleicht sogar des Autors, wird. Dies ist natürlich im hohen Maße gewollt. Um einen Satz aus der Hamburger Rede zum zweitenmal anzuführen: Literatur soll „in der Tat zweimal hervorgebracht“ werden, „durch den Schriftsteller und durch den Leser“. Unter diesem Aspekt hat das Zitat einen völlig anderen Sinn, als oben angegeben. Dort wurde der Satz inhaltlich interpretiert, jetzt stilistisch und strukturell. Nach der Ansicht von Siegfried Lenz „beglaubigt“ der Leser „die Literatur, wie die Literatur den Leser hervorbringt, den sie braucht.“ Vielleicht ist hier noch eine kleine Erweiterung vorzunehmen: in einem Punkt entfernt sich der Leser vom Autor, nämlich in der Frage des Verständnisses. Hier hat der Autor keinen Einfluß mehr. An einer Stelle seines Romans deutet Siegfried Lenz diese Problematik indirekt an. Er verrät uns zwar nicht, ob seine Gestalten auch lesen, abgesehen von der Lokalzeitung. Von Zygmund Rogalla wüßte man dies gern; nicht zuletzt auch wohl deshalb, um zu erfahren, ob er für seinen Erzählstil ein bestimmtes Vorbild hatte. — Von Conny Karraschs Büchern wird zwar ebensowenig etwas gesagt; doch darf man vielleicht darauf schließen, da er „eine Photographie von Heinrich Mann [...] neben seinem Schreibtisch an die Wand gepinnt hatte“. Welche Bedeutung mag Heinrich Mann für ihn damals in Lucknow gehabt haben? Was ist aus dieser Verbindung nach dem Krieg geworden? Hat Conny Heinrich Mann vergessen oder gar verleugnet? Doch, eine solche Frage ist unzulässig; wir wissen von den poetischen Gestalten nur das vom Autor Mitgeteilte — leider nicht mehr.

In diesem Punkt decken sich das Heimatmuseum und das Werk von Siegfried Lenz. In beiden Fällen handelt es sich um Kunstfiguren, um subjektive Schöpfungen. Die Rogallas waren nicht bereit, mit ihrem Museum der Politik oder politischen Anschauung zu dienen, weder in Lucknow noch in Egenlund. — Der Schriftsteller hat zwar ein politisches Amt, doch ohne Auftraggeber; die „Literatur appelliert im Namen des einzelnen“. Dabei kann auch die gute Literatur durchaus parteiisch sein. „Der Schriftsteller“ bleibt aber „eine Ein-Mann-Partei“. In einer Art Wortspiel hat Siegfried Lenz dies selbst umschrieben: „eine parteiische Literatur fühlt sich dem Menschen gegenüber verpflichtet — eine Partei-Literatur zunächst einmal und immer wieder der Partei“. Wird dieser Gedanke weiter verfolgt, dürfte auch der Leser zu der Ansicht kommen, daß Zygmund Rogalla den Brand legen mußte.

Er erfährt auch, daß der Roman nicht den Titel haben konnte, den Konrad Karasch einmal nennt: *Nachdenken über Lucknow*. Das *Heimatmuseum* wird weiterbestehen, weil es nie existiert hat. — In einem seiner schönsten Gedichte, dem Lied *An die Freunde*, hat Schiller einen ähnlichen Gedanken geäußert: „Was sich nie und nirgend hat begeben/Das allein veraltet nie!“ Wenn ich zum Abschluß einen Wunsch äußern darf, so möchte ich Siegfried Lenz selbst zitieren: Marcel Reich-Ranicki hat ihn einmal gefragt, woran er jetzt arbeite. Siegfried Lenz antwortete: „An Geschichten — Geschichten, mit denen gewiß nichts entschieden wird, die vielleicht aber ein bißchen von der Identität der Wirklichkeit lüften können“.

Möge er noch viele solcher Geschichten schreiben!

